

Stephan Ruß-Mohl (Hrsg.): Wissenschafts-Journalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis.- München: List 1986, 287 S., DM 32,-

"So praxisnah und 'journalistisch' wie möglich, so theoretisch und 'wissenschaftlich' wie nötig" sollten die Beiträge sein, aus denen Stephan Ruß-Mohl ein Kompendium komponieren wollte, um Journalisten im Umgang mit Wissenschaftsthemen und Wissenschaftlern bei

ihrem Umgang mit den Massenmedien zu helfen. Neben einigen Kollegen, die sich seit längerem mit der Thematik theoretisch auseinandersetzen, so etwa die Publizistik- und Kommunikationswissenschaftler Langenbucher (Wien), Pätzold und Rager (Dortmund), Hömberg (Bamberg), Geretschläger (Salzburg) und Schanne (Zürich), bat der Berliner Fachvertreter daher vor allem Wissenschaftsjournalisten und PR-Leute aus den Institutionen von Wissenschaft und Forschung um kurze Texte über ihr Metier, darunter Mitarbeiter der einschlägigen Agenturen, z.B. die dpa-Wissenschaftskorrespondentin Barbara Bachtler, Leiter und Redakteure der angesehenen Wissenschaftsredaktionen überregionaler Tageszeitungen wie Rainer Flöhl von der FAZ oder Christian Schütze von der SZ, Publizisten der Wochenpresse und des Rundfunks wie der 'Zeit'-Reporter Thomas von Randow und Winfried Göpfert vom SFB sowie die Pressereferenten, Stabsstellen- und Abteilungsleiter für Öffentlichkeitsarbeit bei der Stiftung Volkswagenwerk, dem Deutschen Krebsforschungszentrum, der Hoechst AG, der TU Berlin und der Universität Hohenheim; - insgesamt nicht weniger als 35 Autoren, die das Spektrum professioneller Information, Kritik und Vermarktung im Wissenschaftssektor repräsentieren.

Das Ergebnis ist ein breit angelegter, feuilletonistischer Band, in dem die Rezeptologien und Maximen - im positiven wie im negativen Sinne - dominieren. Harte Fakten, systematische Analysen und selbstreflektierende oder gar selbstkritische Passagen sind - offenbar einer mehrfach anempfohlenen Regel des Wissenschaftsjournalismus folgend - nur locker eingestreut, um den Unterhaltungswert nicht zu mindern und den Leser nicht zu überfordern. Bei einem durchschnittlichen Umfang von nicht mehr als jeweils etwa sechs Druckseiten bemühen sich die Autoren teils um Grundsätzliches, wie Gegenstands- und Funktionsbestimmung des Wissenschaftsjournalismus, teils um seine speziellen Arbeitsmittel und Recherchewege und um besondere Schwierigkeiten bei der Informationsbeschaffung und -bearbeitung. Der Auswahlproblematik und den Darstellungsformen sowie den dominierenden, vernachlässigten und gegenwärtig in Entwicklung befindlichen Themenbereichen (Medizin und Technik, Sozial- und Geisteswissenschaften, Ökologie und Mikroelektronik) und den medienspezifischen Präsentationsformen und Arbeitssituationen (in den Spezialressorts der überregionalen und im lokalen Teil der regionalen Zeitungen, in Publikumszeitschriften, im Radio und im Fernsehen) sind weitere Abschnitte gewidmet, schließlich auch der Berufsethik und den Verdienstmöglichkeiten, der Ausbildungssituation an Fach- und Hochschulen, den Stipendien und Auszeichnungen für dieses Spezialgebiet des Journalismus.

Für analytische Fragen und Distanz, Belege und Probleme sind dabei - von wenigen Ausnahmen wie Egmont Kochs Fallstudie zur heiklen Recherche in Sachen Formaldehyd und Bundesgesundheitsamt und Rosemarie Walters Eingeständnis, sie müsse quasi blind für ein imaginäres Publikum schreiben, einmal abgesehen - allein der Herausgeber und die Wissenschaftler zuständig. So erklärt sich, daß neben handfesten Auskünften über das Handwerkszeug (vom Bleistift bis zum Personal Computer) und einigen Regeln der Zunft ("Die Pflicht zur Prüfung auf Richtigkeit hat allerdings Grenzen", S. 60) vor allem

Selbstdarstellungen, Ansichten über das eigene Tun und Wollen mitgeteilt, und gutgemeinte, aber bisweilen auch überflüssige Ratschläge gegeben werden: an die Konkurrenz, den Nachwuchs und die jeweils anderen Akteursgruppen im Bereich der medienvermittelten Wissenschaftsinformation und -kritik.

Urteile und Vorurteile sind dabei flüssig zu Papier gebracht worden, anschaulich und pointiert - in einer 'lockeren Schreibe' eben -, durchweg eingängig und plausibel, über die subjektive Perspektive hinaus aber leider nur selten belegt und nur spärlich durch Literaturverweise ergänzt. Hinsichtlich der Substanz der so vermittelten Information können dann Redundanzen und mangelnde Relevanz nicht immer vermieden werden. In der Zusammenschau ergeben sich daraus zugleich jedoch auch eine Fülle von Hinweisen auf die Spannungszonen und Problemfelder in diesem journalistischen Arbeitsfeld. Dazu zwei auffällige, für die gesamte Publikation indes glücklicherweise nicht symptomatische Beispiele:

Aus der Sicht des Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Heinz Maier-Leibnitz, der hohe Bewunderung für die Kunst der Popularisierung hegt, aber Forderungen "lieber an meinesgleichen" zu stellen pflegt, zumal "schon der Dreisatz (...) für die meisten jenseits der Verständnis-Schwelle" liegt, lautet die Hauptfrage: "Warum Popularisierung?" Die Antwort ist ebenso unangemessen wie vordergründig: Selbstverständlich, um "die Größe mancher Forschungsleistung sichtbar" zu machen und um den "Geist der Wissenschaft" zu "übertragen". "Streitfragen müssen die Wissenschaftler unter sich klären", und in öffentlichen Auseinandersetzungen dürfe nicht dadurch gesündigt werden, daß Aussagen mit wissenschaftlicher Autorität nicht von solchen getrennt werden, "die Wissenschaftler als Bürger abgeben" (S. 26 ff).

Hilke Stamatiadis-Smidt, ehemals Leiterin der DFG-Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, nunmehr in gleicher Funktion beim Heidelberger Krebsforschungszentrum tätig, hält neben der Erkenntnis, daß "die charakteristischen Menschentypen bei den Fachwissenschaftlern wie auch bei den Fachjournalisten - je nach Disziplin - unterschiedlich sind" und folglich "die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für die Forschung eine Aufgabe mit äußerst unterschiedlichen Inhalten, Formen und Kommunikationsprozessen" sei, auch folgenden heißen Tip bereit: "Dem Berufsanfänger ist deshalb davon abzuraten, gleich die Position des verantwortlichen Presse- und Öffentlichkeitsreferenten anzustreben - selbst wenn ihm diese Möglichkeit geboten wird. Sehr häufig werden ihm dann der Status und die Selbständigkeit, die er für kreative Arbeit braucht, erst in seiner zweiten Stelle zugestanden. Er soll deshalb versuchen, erst eine Zeitlang berufserfahrenen Kollegen über die Schulter zu sehen" (S. 167 f).

Aufschlußreicher sind da schon Werner Löchers Hinweise auf die Recherchemöglichkeiten in deutschen und internationalen Datenbanken, Walter Hömbergs Anmerkungen zur Konstruktion von Medienrealität und Michael Schannes kommentierte Auswahlbibliographie, die etwa ein halbes Hundert Publikationen über Hilfsmittel, Methoden und Befunde der Kommunikationsforschung zum Wissenschaftsjournalismus

präsentiert. Neben Stephan Ruß-Mohls Systematisierungsversuchen und Orientierungshilfen für die heterogenen Zugangswege, Aufgaben- und Praxisbereiche verdient es vor allem ein Beitrag, hervorgehoben zu werden: Wolfgang Langenbuchers Insistieren auf ethischen und professionellen Standards auch und gerade für den Wissenschaftsjournalismus (S. 174-185). Studenten der praxisorientierten Journalistikstudiengänge, für die der Band eine Einstiegshilfe in die Thematik geben kann, sollten dort mit ihrer Lektüre beginnen.

Wolfgang H. Swoboda